

P. Maurus Lindemayr.¹⁾

Ein österreichischer Dichter des XVIII. Jahrhunderts.

Von Julius Miklau.

I.

Im allgemeinen wird über das Schriftthum der Deutschen in Oesterreich in der Zeit Maria Theresias und Kaiser Josef II. abfällig geurtheilt. Doch ist dieses abfällige Urtheil nicht allgemein berechtigt und zutreffend, da zahlreiche Werke aus dieser Zeit unbekannt sind, die geeignet wären, es zu mildern. Dies gilt namentlich auch von den Werken P. Maurus Lindemayrs, der als Dichter von Theaterstücken, geistlichen und weltlichen Liedern, sowohl in oberösterreichischer Mundart als auch in hochdeutscher Schriftsprache Bedeutendes geleistet hat.²⁾

Geboren wurde er im Pfarrdorfe Neukirchen bei Lambach, 17. November 1723. Sein Vater war daselbst Schulmeister und Messner, von sechs Kindern war unser Maurus das zweitälteste. Frühzeitig kam er an die Singeschule des Stiftes Lambach. Im Jahre 1738 kam er ans Jesuitengymnasium in Linz. Nachdem er daselbst die „Rhetorik“ zurückgelegt und (1745) seinen Vater durch den Tod verloren hatte, empfing er vom Abte Amand Schickmayr in Lambach das Ordenskleid und legte am 21. September 1747 die Ordensgelübde ab. In den Jahren 1748—1750 weilte er an der Universität Salzburg, wo damals ausschließlich Benedictiner lehrten, und 6. October 1748 las er die erste heilige Messe. Im Alter von 27 Jahren kehrte er ins Kloster zurück. Sein priesterliches Wirken in der Seelsorge war so vordienstlich, dass er schon 1754 die Würde und das Amt des Priors übernehmen musste, das er etwa fünf Jahre lang bekleidete. 1759 gieng er als Seelsorger in seinen Heimatort Neukirchen ab, wo er 24 Jahre lang, „unermüdlich im Predigen, Lehren,

¹⁾ Die Anregung zum vorliegenden Aufsätze verdanke ich meinem Freunde und Collegen Prof. Karl Lindemayr am II. deutschen k. k. Gymnasium in Brünn. Es ist seitdem allerdings die Deutschösterreichische Literaturgeschichte von Nagl-Zeidler erschienen, die den Dichter eingehend würdigt, aber S. 765 selbst sagt: „Leider wird dem Dichter, wie allem echt Oesterreichischen, heute nicht mehr das verdiente Maß thatsächlicher Würdigung zutheil.“ So mag also auch dieser Aufsatz als ein kleiner Beitrag zur Würdigung des in jeder Hinsicht bedeutenden Mannes freundliche Aufnahme finden.

²⁾ Pius Schmieder, Maurus Lindemayrs sämtliche Dichtungen in ob der ennsischer Volksmundart. Linz 1875. Ebenhöch'sche Buchhandlung. Nagl-Zeidler, Deutschösterreichische Literaturgeschichte S. 760 ff. (ziemlich ausführlich). Karl Greistorfer, Die oberösterreichischen Dialektdichter (Programm des Gymnasiums in Linz, 1863), S. 7 f. Stigelbauer, Oberösterreichische Dialektdichter (Deutsche Zeitung, 28. Juli 1885). Für Wiener Theaterverhältnisse auch: Waneck, Die Bühnenreform unter Kaiser Josef II., ihre Vorgeschichte und Bedeutung (Mähr. Ostrau 1895).

Beichthören, Briefe- und Werkleinschreiben, „simuletiam in lepidis“ bis an seinen Tod (19. Juli 1783) segensreich wirkte. In der ihm von seinem Abte gewidmeten Grabschrift heißt es unter anderm: „Lambach vermisst an ihm das Kleinod seiner geistlichen Mitglieder, die Religion einen ihrer eifrigsten Vertheidiger, die gelehrte Welt einen weitberühmten Schriftsteller, geistesvollen Redner, gebornen Dichter, seine betrubten Mitbrüder und Freunde den theuersten Mitbruder, wärmsten Freund.“

Seine Thätigkeit als theologischer Schriftsteller soll hier nur erwähnt, ihre Würdigung Berufeneren vorbehalten sein. Im Folgenden soll P. Maurus als Dichter nach seinen eigenen Werken gewürdigt werden. Diese sind erhalten in dem früher erwähnten Buche von Dr. Schmieder, der fast alle Dichtungen in Mundart und einige geistliche Lieder veröffentlicht hat. Außerdem liegt mir die von Schmieder S. 22 f. erwähnte Handschrift vor, die ich dem gütigen Entgegenkommen des Herrn Priors von Lambach, P. Augustin Rabensteiner verdanke, der mich auch auf eine in der Stiftsbibliothek von St. Florian befindliche Handschrift von Liedern Lindemayrs aufmerksam machte. Herr P. Franz Asenstorfer, Bibliothekar in St. Florian, stellte mir gütigst auch diese zur Verfügung. Beiden genannten Herren sei hiemit der wärmste Dank ausgesprochen.

Diese drei Quellen dürften wohl so ziemlich das meiste enthalten, was P. Maurus gedichtet hat.

II.

Die Handschrift aus St. Florian ist von der Hand des Dichters selbst sehr zierlich geschrieben und enthält in der ersten Abtheilung 25 bäurische Lieder, in der zweiten 28 Lieder „von verschiedenen Ständen, Gemüthstriben, Professionen und deren Eigenschaften“. Alle diese Lieder sind entweder in oberösterreichischer Mundart oder in einer mundartlich angehauchten Schriftsprache verfasst. Acht von ihnen erscheinen auch im Buche Schmieders, einige dazu in der Lambacher Handschrift. Die Lieder der ersten Abtheilung besingen durchwegs bäuerliche Verhältnisse, in bäuerlicher Sprache und sind meist derb komisch, doch auch ernst, und gewähren einen tiefen Einblick in das bäuerliche Leben, Treiben, Sinnen und Denken des oberösterreichischen Bauers im XVIII. Jahrhunderte.

Im ersten „Die veränderten Kalender und Zeiten“ (bei Schmieder S. 285) klagt der Bauer, dass die Kalender nicht mehr stimmen wollen:

„Dödl mit den klieiern Stempel, dö ma schoibt in Sack,
Sötzend stattn Stolprian 'n Schützen oder d' Waag.
D' Schreibkälén'a und d' Krákauá
Bringand dort 'n Steinbock aná,
Wo má sinst 'n Wasserman
Und 'n Zwilling hin hat than.“

Ebenso stimmen auch die Trachten, Sitten und Gebräuche der Bauern nicht mehr mit denen früherer Zeiten überein, es müsse also ein Wunder sein, wenn die Welt in dreißig Jahren noch steht. „Der träumende Bauer“ (Schmieder 316 ff.) zeigt uns, wie sich der Bauer das Leben vorstellt, wenn er König wäre, und schließt:

Avá was nutzt má mein Wünschen und Denká?
Steht má do gleichwohl kein Kini nót um.
Niemd will sein Kinireih güetla váschenká.
Niemd gibt von Scepter kain Spreißl, kain Trum.
Ains kunt má grathen. Wie müet i halt lachá,
Wann mi d' Polacken gáh á ließn holn?
Brueda, Victori, lass gehn und lass krachá!
Mein Aid! I wir no da Kini in Pohl.

„Der kranke Bauer“ (Schmieder 310 ff.) gewährt einen Einblick in die Anschauungsweise des Bauers von der Arzneykunst. „Über die neue Zádi“ (Schmieder 283) enthält die Klage des Bauers über die schlechte Zeit und seine Quälgeister: Soldaten und Studenten, ähnlich wie in der „Klag über die schlechten Zeiten“ (Schmieder 170). „Der das Stadtleben verachtende Bauer“ (Schmieder 319) zeigt uns die Ansichten der Landleute über das vielgeprieseene Leben in den Städten, „Der grobe Bauer“ und „Der lustige Bauer“ sind durchwegs humoristisch gehaltene Zeichnungen von Bauerngestalten. Sehr komisch wirkt „Der verliebte Bauer“, der alle Reize seiner Angebeteten in derber Weise aufzählt, aber gestehen muss, dass er von ihr verschmäht wird. Die beiden folgenden Lieder, „Beschreibung eines Bauerntanzes“ und „Die Bayrische Hochzeit“ sind inhaltlich sehr derb. „Der verniegte Bauersknecht“, „Gäst Gesang“ und „Ein Anders“ sind mehr oder weniger Liebeslieder. „Der sich von der Welt beurlaubende Bauernknecht“ hat sich nach abgelegter Beichte von allen Sünden gereinigt, will sich in die Einsamkeit zurückziehen und ein neues Leben beginnen. Die „Beschreibung der 7 Hauptsünden“ ist derb gehalten. „Der beichtende Bauersknecht“ enthält das Zwiegespräch zwischen dem Kaplan und dem Beichtenden und ist ebenfalls derb humoristisch. „Der sich von der Welt beurlaubende Bauer“ sehnt sich nach dem Himmel, wo es viel lustiger sei als auf Erden, wo man nach Herzenslust essen und trinken und sich bedienen lassen könne. „Der über seinen Standt klagende und getröste Bauer oder Gespräch zwischen Hießl und Stöpfel“ beginnt:

„Jezund kan ichs nihmer leydn,
Alleweil ein Baur zu sein,
Andre leben státs in Freuden,
Bei mir schlegt alls Unglück ein,
Nichts als Sterz und Knödel kochen
Und kein Ruch die ganze Wochen,
Sontág heißt es, jetzt zahl aus,
Oder fort ins Dienerhaus.

Hießl was thuest dich viel quállen,
Ein Bauer ist der erste gwöst
Unter allen Menschen Seelen,
Wie man in der Bibel löst,
Aft sänt erst die Herren kámá
Groß und klain, wie mans will nehmá,
Alls zu Wasser und zu Landt
Lebt von unserm Baurn Standt.“

Hießl sieht ein, dass ers besser habe als der erste Bauer Adam, dass er weder Kaiser, noch Papst, noch ein Herr sein möchte, und ist schließlich

doch am liebsten Bauer. „Des Bauers falsche Sitten“ gibt uns eine derbe, aber äußerst zutreffende Schilderung des verschmitzten, geriebenen Bauers, wie er sich vor dem Amtmann, der Herrschaft, dem Pfarrer, dem Messner als knauseriger Filz, im Wirtshause aber als polternder Zechbruder gibt. „Von einer bäurischen Hex“ (Schmieder 308) gibt eine Schilderung des Hexenaberglaubens. „Der den Tod seines Weibes beklagende Baur“ ist erst ruhig, als er nach Schließen und Vernageln des Sarges die Sicherheit gewinnt, dass sein böses Weib nie mehr wiederkehren könne. „Der sogenannte Hüner Tantz“ ist ein urwüchsiges, echtes Volkslied, das in den Alpenländern weite Verbreitung gefunden hat und mit verschiedenen Abweichungen noch heute gesungen wird, namentlich die erste Strophe:

„Wänst zu mein Schatzerl kimst,
Sag i laß grüßen;
Wáns dich fragt,
Wies má geht,
Sag aufn Füßen;
Wáns die thuet fragn,
Heut oder morgen,
Sag i bin frisch und gsund
Bin no nit gstorben.“

„Von der Torheit der Mansüchtigen Jungfrauen“ geißelt in scharfer Weise die Fehler und Laster der Dienstmägde, während das letzte des ersten Theiles, „Die um einen Mann bullende Bauerns Magd“, ein lustiges Lied ist.

Der zweite Theil wird eingeleitet durch „Der erarmte Reiche“, „Der lächerliche Philosoph“, die ziemlich belanglos sind. Das dritte, „Der lustige Geltfriede“, liest sich wie ein lustiges Studentenlied:

„Lustig ihr Brüder, der Wechsel wird kommen,
Sassa ihr Freunde, es blühet das Glück,
Obzwar das Geldlein den Reißaus genommen,
Kehrt es doch jetzo schon wieder zurück;
Hurtig, wir wollen die Gspenster auspeitschen,
Thaler heraus aus dem finstern Loch,
Sag ich doch immer, Gott lasst keinen Deutschen,
Wenn ihn nicht hungert, so dürstet ihn doch.

Ist doch von Herzen ein trauriges Wesen,
Wenn man muss sagen: „Wirt, borg die Zöch“,
Mir mag ein jeder im Angesicht lesen,
Ob ich versehen mit silbernem Blöch;
Bin ich versehen, so sitzt an der Stirne
Nichts als Vergnügen, ich lache, ich scherze;
Schwindet der Beutel, so brumsen im Hirn
Schwärme der Mücken, es grämt sich das Herz.“

„Der in der Welt zu allen Gleich-Giltige“ soll nur erwähnt sein. Auch „Die durch den Ehestand erloschene Liebe“ („Klag der Frauen“), „Verantwortung der Herren“ (Antwort darauf), „Von der Eitelkeit des hohen Standes ohne inneren Vergnügen“, „Die missvergnüegte Fräuln“, „Die das Kloster eklende Tochter“, „Die um einen Mann seufzende Tochter“, „Die politisch ungebuntene Liebhaberin“ entziehen sich nach dem Inhalte von selbst einer Besprechung in einem Programmaufsatz, obwohl eigentlich nur der

Ausdruck der damaligen Zeit unseren verfeinerten Verhältnissen anstößig erscheint. „Klag der veralteten Jungfrauen“ soll nach der Art der „Lamentationes in der Charwochen“ gesungen werden und klingt aus:

„Jerusalem, Jerusalem, ach helfe mir,
Sonst komme ich gar unters alte Eisenschirr.“

„Die von Cupido bethörte Kindes Mutter“, „Die zur Heurath aufgeglügelte Feller der Magten“, „Entdeckte List ungebundener und falscher Liebhaberinnen“, „Beschwerde der Weiberwahl“, „Beschwerde eines bösen Weibes“ verrathen den Inhalt schon in der Aufschrift. Im letzten Gedichte heißt es:

„Was aber fromme Männer sein,
Den ist der Himmel gwiss;
Den frommen Weibern insgemein,
Und sonst ein jeden Christ;
Ein böses Weib, das ist ein Graus,
Sie taigt in Himmel nicht,
Sie jagat alle Hailling aus,
Und ließ uns nie kein Fried.“

„Die herrschende Frau“, „Der beherrschte Mann“ oder von dem „Die Frau hats gschafft“ reihen sich den vorangehenden inhaltlich an, obwohl sich im letzten Jupiter selbst gegen die Herrschsucht Junos auflehnt. Im „Müssvergnügen eines ungleichen Ehe-Baar“ werden die Mädchen gewarnt, alte Männer zu heiraten. Köstlich ist der Humor in „Anliegenheiten eines Herrn Pfarrers“, auch ein Klagelied über schlechte Zeiten, da es schwer sei, eine gute Pfarre zu bekommen. „Der Büllerl- und Brand Wein Doctor“ gibt allen den Rath: „Nehm Billen ein und sauft Brandwein.“ Auch einem jungen Mädchen, das unter Seufzern seine Noth klagt, wird derselbe Rath zutheil:

„Das Mädchen sprach: Du armer Doctor!
Kommst mit deinen Billen blind,
Die Cur gehört vor kleine Kinder,
Die noch kaum zehen Jahr alt sind,
Und sollte dies mein Krankheit stillen,
Nehm Billen und sauft Brandwein,
So möchten hunderttausend Billen,
In meiner Noth zu wenig sein.“

„Vorzüglichkeit des Jagens“, „Von Schlossern“ (auch bei Schmieder 341), „Von Bandel-Kramern“ seien der Vollständigkeit wegen angeführt. „Von Wein Wichser“ ist das lustige Trinklied eines Schusters mit dem Ausklange:

„O Weindl, o Weindl, du goldener Saft,
Von dir hab ich einzig allein meine Kraft,
O Weindl, du machst halt dem Wichser ein Muth,
Du stärkst mi, du labst mi, du führst mi, du tragst mi,
O Weindl, wie guet, o Weindl wie gut.“

Geschlossen wird die Sammlung mit „Von Schuestern“ und „Von Schuster Buben, Bernardl genannt“, der sich natürlich über schlechte Behandlung beklagt.

So ulkig, lustig, urwüchsig die meisten der besprochenen Lieder klingen, so schön, sinnig und für das ganze Wesen des Dichters bezeichnend schließt diese Handschrift mit folgendem Gebete:

- „1. Mach, Herr, mit mir, was dir gefällt,
Es ist mir alles recht;
Mein Leib und Seel ich dir befehl,
Ich bin ja nur dein Knecht.
Schaff wenig oder viel.
Dein Willen ist mein Ziel,
Und alles, was zu deiner Ehr,
Begehr ich, sonst nichts mehr.
2. Willst, dass ich hab ein Stücklein Brot,
So nimm ichs vor ein Gschank;
Willst, dass ich leide Hungersnoth,
Sag ich dir eben Dank.
Bitt nur um die Geduld,
Ich hab' viel mehr verschuldt;
Und um das kleinste Stücklein Brot,
Sag ich dir Dank, mein Gott.
3. Willst, dass ich komme zu einem Stand,
Und sitze oben an,
Willst, dass ich leide Spott und Schand,
Verachtet von jedermann,
Ist's Gott dem Herrn Recht.
Warum nicht auch dem Knecht?
Es sollen die Kinder, groß und klein,
Dem Vatern gehorsam sein.
4. Willst, dass ich lang auf Erden leb,
In Frieden und in Ruh,
Auf, dein Will an mir gescheh,
Gib nur dein Gnad dazu!
Willst, dass ich sterbe bald,
Steht alls in dein Gewalt;
O Gott, in deine Händ befehl
Ich meine arme Seel.“

Dieses Gebet zeigt uns den Dichter auf der Höhe geistlicher Lieder-
dichtung. Mit Recht sagt der Herausgeber P. Pius Schmieder (S. 13 f.),
dass diese Dichtungen von echter, warmer Volksthümlichkeit durchhaucht und
für die unvergänglichen Melodien des Volksgesanges berechnet sind. Ver-
öffentlicht werden von ihm als Beispiele (S. 363 ff.): Stabat Mater, Dies irae,
Von Vergebung der Sünden, Von der hl. Jungfrau Maria. Die Lambacher
Handschrift enthält außerdem die Übersetzung der Psalmen Davids 6, 31, 50,
101, 129, 142, 8, 102; dann ein Gedicht „Am Abend“, „Von dem heiligen
Johann von Nepomuk“, Hirtenlied zu Weihnachten (Schmieder 265 ff., Mund-
art), Charfreitagsglied, „Am hl. Grabe Jesu Christi“, „Von der Güte Gottes“,
Morgenlied, zwei Abendlieder, Primizlied, Leichenlied auf M. Theresia Linde-
mayr, Grablied auf H. Marcus Krueg, Pfarrmessner zu Kloster Lambach, Grab-
lied auf Frau Francisca Reschin, Wirtin zu Neukirchen, „Das Mittel christlich
vergnügt zu sein“. Zur Kennzeichnung des Dichters möge hier noch das
zweite Abendlied mitgetheilt werden:

- „1. Herr, der du mir das Leben
Bis diesen Tag gegeben,
Dich bet' ich kindlich an.

- Ich bin viel zu geringe
Der Treue, die ich singe,
Und die du heut' an mir gethan.
2. Mit dankendem Gemüthe
Freu' ich mich deiner Güte,
Ich freue mich mit dir.
Du gibst mir Kraft und Stärke,
Gedeihn zu meinem Werke,
Und schaffst ein reines Herz in mir.
3. Gott, welche Ruh der Seelen
Nach deines Worts Befehlen
Einher im Leben gehn!
Auf deine Güte hoffen,
Im Geist den Himmel offen,
Und dort den Preis des Glaubens sehn.
4. Ich weiß, an wen ich glaube,
Und nahe mich ihm im Staube,
Zu dir, o Gott, mein Heil!
Ich bin der Schuld entladen,
Ich bin bei dir in Gnaden,
Und in dem Himmel ist mein Heil!
5. Bedeckt mit deinem Segen,
Eil' ich der Ruh' entgegen,
Dein Name sei gepreist!
Mein Leben und mein Ende
Ist dein; in deine Hände
Befehl' ich, Vater, meinen Geist.“

Wie die innige Frömmigkeit des Dichters aus diesen Liedern hervortritt, so muss uns auch seine vaterländisch-österreichische Begeisterung, wie sie wiederholt noch erwähnt werden wird, wohlthuend berühren. Eines der bezeichnendsten Gedichte dieser Art möge hier Platz finden:

„General Laudons Tapferkeit.

1. Theuerster Martissohn,
Christlicher Gedeon,
Siegreicher Laudon, großmächtiger Held!
Groß ist dein Tapferkeit
Und Unerschrockenheit,
Weil selbst ein Friedrich dir räumt das Feld.
Lorber du findest
Und überwindest,
Wo Preußen gegen die stärkste Macht
Unüberwindlich zu sein sich gedacht.
2. Du greifst Berge an,
Die man kaum steigen kann,
Schanzen, vor welchen der Kriegskunst graust.
In einer halben Nacht
War Fouquet klein gemacht
Durch deine starke und stürmende Faust.
Der tolle Haufen
Schickt sich zum Laufen
Und hat umsonst durch die stürzende Flucht
Vor deinem Arm sich zu retten gesucht.

3. Den stolzen Madian
Kam Furcht und Schrecken an
Als unser Gedeon drange auf ihn;
Da schwamm in eignem Blut
Der preußisch Heldenmuth,
Da war die frevelnde Dreistigkeit hin.
Mördrische Scharen,
Ihr habt erfahren,
Dass Gott nach euren Karthaunen nicht frag,
Und endlich komme der zahlende Tag.

4. Der große Friederich
Vor Wuth ganz außer sich
Heult in der Stille ein griesgramend Ach!
Der will in Schlesien
Mit seinen Riesen gehn,
Dort abzukühlen sein brennende Rach'.
Doch weil er 's Schlagen
Nicht durfte wagen,
Prallte auf Dresden der sinnlose Mann
Gleich einem rasenden Attila an.

5. Verderben, Tod und Brand
Schwört er dem theuren Pfand
Und lässt darauf seine Furien los.
Doch, o verhasstes Gschick,
Auch bringt sein Waffenglück
Hier wie allort einen schmerzlichen Stoß.
Mauern berennen,
Sengen und brennen
Hat zwar die Dresdner ins Elend gebracht,
Doch aus dem Fritz keinen Sieger gemacht.

6. Nun kömmt der Feldcurier
Von Laudons Hauptquartier
Und bringt die fröhliche Botschaft von Glatz:
Der tapfere Trascovicz
Hab wie ein schneller Blitz
Stürmend besiegt diesen wichtigen Platz.
Herr lass' geschehen,
Dass wir bald sehen
Unter dem Scepter Theresens auch Neiss',
Dann wirds bald heißen, räum Schlesien, Preuß."

Welcher Franzosenhass damals im deutschösterreichischen Volke aufgehäuft war, sollen einige Strophen aus „Fluch über den Franzosen“ zeigen:

Verruchter, verfluchter,	Millionen Scudronen
Verzweifelt, verteufelt,	Vergifter Scorpionen,
Nichtswerter, verkehrter,	Die Käfer, Heuschrecken
Verdammt Franzos!	Versammeln solln sich,
Es sollen die Götter	Feuer, Wasser und Erdn
Dir machen ein Wetter,	Dir Feind solln werd'n,
Blitz, Donner und Hagel	Ja, die Natur selbst'n
Solln gehn auf dich los.	Soll sein wider dich.

So geht es durch vier Strophen weiter! Hier kann auch noch das Gedicht erwähnt werden: Auf die Vigata der löbl. k. k. Infanterie-Regimenter, das

mit den Worten schließt: „Vivat, es lebe des Kaisers Armee“ (15. Jänner 1778). Möge das über die Lieder des P. Maurus genügen! Er soll nun als dramatischer Dichter besprochen werden.

III.

Die Leidensgeschichte der deutschen Bühne im XVIII. Jahrhunderte ist bekannt. In Oesterreich, gemeint ist da hauptsächlich Wien, stand es noch schlimmer darum als in anderen deutschen Landen. Welcher Kampf musste hier gegen den Hanswurst geführt werden, während im einfachen Bauernvolke in Österreich Volksspiele und Bühnenaufführungen ziemlich verbreitet waren und entwicklungsfähige Keime enthielten, die nicht zu unterschätzen sind. Als Maria Antonia, die lebenswürdige Tochter Maria Theresias, als Braut des Dauphins (Ludwig XVI.) 1770 nach Frankreich reiste, fanden ihr zu Ehren 21. April in Melk (Nagl-Zeidler 683), 23. April in Lambach Bühnenaufführungen statt. Hier wurde eine Dichtung Lindemayrs aufgeführt, der als dramatischer Volksdichter viel und manches Gute geleistet hat. Dr. Schmieder veröffentlicht folgende Stücke in Mundart: Kurzweiliger Hochzeit-Vertrag, Der ernsthafte Spass, Die Komödieprobe, Die reisende Ceres, Der Teufel im Fass, Der befreite Landrekut, Der Gang zum Richter. Außerdem sind in der Lambacher Handschrift noch erhalten: Der dummköpfige Hausknecht, Der bei einem Arztheater unentbehrliche Hanswurst, Die Anstalten zum Gratulieren, Das Chamäleon des Herrn Rabeners, Der englische Patriotismus und Bruchstücke aus dem heruntergesetzten Herr von Hochhaus. In derselben Reihenfolge sollen diese Stücke nun besprochen werden.

Das erste wurde zu Ehren Maria Antonias, der damals kaum 15jährigen Braut des nachherigen Ludwig XVI., am 23. April 1770 in Lambach aufgeführt. Den Inhalt der Gelegenheitsdichtung gibt die Lambacher Handschrift kurz so an: „Ein wackeres Bauersmädchen, namens Katharina, in Oberösterreich, wurde von Verschiedenen zur Ehe begehrt; sie schenkte aber ihr Herz einem ihr an Alter und guten Eigenschaften gleichenden Bauerssohn, namens Jörg. Da man eben im Begriffe stehet, die Hochzeit zu halten, kommt Befehl von der Herrschaft: es solle das ganze Dorf nach Lambach und der ankommenden durchlauchtigsten Braut die unterthänigste Aufwartung mit einer bäurischen Lustbarkeit machen. Hierauf entsteht bei diesen Leuten ein neuer, noch größerer Jubel, unter welchen sich doch eine billige Traurigkeit mischet, weil sie wohl wissen, was Österreich verliere.“ Dass es der jugendlichen Braut etwas bange sein mochte, als sie das so gemüthliche Elternhaus verließ, um unbewusst einer so entsetzlichen Zukunft entgegenzugehen, ist leicht erklärlich. Der Dichter kömmt ihr zuhülfe, wenn er seine Braut singen lässt:

Mä Freiheit is zwär hin;
Do, wenn ich's rödli beichten soll,
So krenkts mi nöt, und is mä wohl,
Dáss i jetzt bunden bin.
Gibt ja á viel guete Maná,
Ei! was sollt i blern und zaná?
Lusti, Treinseh, ás fahlt dá nöt!

Freili is's an ewigs Band,
Freili oft á hartá Stand:
Hat ma afá gscheid angfangá,
Is ma nót grads blind dreingangá;
Aften fallts kain Menschen ein,
Statt vaheurat lödi z' sein.

Das reizende Stück schließt mit dem Jubelchor:

So gehst denn dahin,
Und nimmá dahe?
Schlagst ins aus'n Sin?
Dein Abschied thuet we!
Afá, wen sollt nót dö Heurat gfrein?
Drumá wölln má liebá lusti sein.
Glück zu dem nioa Stand!
Schreit dei ganz Vatáland.

Pfeif Drumötta, rühr di Paucká,
Fidlbögen, hauts drein.
Ju! heunt müssend d' Kucheln raucká
Kellna, schenk ins ein!
Jnssá Frau Theresiá
Soll dá Himmel Heil und Löbn,
Und dá Braut Antoniá
Sögn in Haus, und Prinzen göbn.

Wie schmerzlich hätte den Dichter das Schicksal der Gefeierten berührt, wenn er nur zehn Jahre länger gelebt hätte!

„Der ernsthafte Spass“ oder „Der versoffene Hans“ oder „So bessert man Trunkenbolde“ (1776) ist ein derbes Bauernstück, aber voll Laune und Witz, das sich in einer Dorfschenke von früh morgens bis gegen Mittag abspielt. Hanns erwacht unter dem Tische der Schenke, ohne sich besinnen zu können, was vorgegangen sei. Sein Sohn Jodl kommt mit einer brennenden Laterne, seinen Vater zu suchen. Es entwickelt sich ein wenig erbauliches Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn. Jener pocht auf seine Rechte, dieser betont den Niedergang der Wirtschaft.

„Mir und insá Muedá
Habn zan táglicn Fuedá
Schlögelfösti Knodn;
Und du magst nót hengá,
Bis d' as nót kannst glengá,
Du hast nie kain Bodn.
Vadá, glaub má's, grob bist fállí;
Stürbst á so, an Pfiif wirst sáli.
Ahi muest in d' grundlás Höll,
Magst di spreizen, wie dá wöll.

Mein! was hast denn, Gott, dávon,
Wennst ins anbringst insá Sächel?
Öppán höbst á 's Stehln no an.
Öppán wirst á Galling-Klächel;
Vadá, thue dás anás raiten;
La di brichten, la die laiten;
Bist ja sinst á gscheidá Man,
Nihm dás för und kehr di an.“

Jodl berichtet dem Vater, er müsse heute noch Gevatter stehen, da werde er so wieder zum Trinken kommen. Da kommt ein Feldwebel und fragt den Alten, ob es ihm noch Ernst sei damit, wozu er sich gestern verpflichtet habe. Er habe Handgeld genommen und sich zu den Dragonern anwerben lassen. Hans hält das für einen Traum, muss aber schließlich an den Ernst glauben. Jodl empfindet Mitleid, als sein Vater von mehreren Soldaten gewaltsam abgeführt wird.

„Bitt oi ga vá Herzen schen,
Lasst's má glei mán Vadern gehn.
Thiet's 'n liebá so rund wixen,
Göbt's iehm meinthalbn hundert Strixen;
Nixi will i sagn.
Mues er afá wirkli weitá,
Nehmt's 'n weka zun án Reitá,
O so is dá Vadá gschlagn.
Und i mues vá Laid vázagn.“

Unterdessen klagt das Weib des Trunkenbolds ihre Noth ihrer Schwester, die die besten Rathschläge ertheilt. Durch Jodl erfahren beide das Geschehene. Da erscheint auch schon Hanns in Uniform und wird von seinem Weibe als Herr angesprochen. Drollig wirkt es, wenn er schriftdeutsch sprechen will. Er hofft, bei seiner Frau Mitleid zu finden, aber das Gegentheil ist der Fall. Sie ist froh, wenn er scheidet, sonst würde die ganze Wirtschaft zugrunde gehen. Verzweifelt aber wird sie, als sie durch den Feldwebel erfährt, sie müsse ihrem Manne folgen, sie sei jetzt Soldatenfrau. Es kommt zur Taufe. Der Vater des Kindes will aber nicht, dass der Taufpathe in Soldatenkleidern erscheine, und Hanns zieht seine Bauernkleider an. Der eintretende Feldwebel will ihn als Flüchtling behandeln, doch da erkennt er im Gevatter, dessen Kind Hanns aus der Taufe gehoben hatte, seinen lange nicht mehr gesehenen Schwiegervater und erklärt das Ganze für Spass, doch erhält Hanns auf Wunsch seiner Angehörigen vom Feldwebel die Mahnung:

„Gedenke nicht, als wären Zaum und Zügel,
Gesetz und strenge Zucht, Prisonen, Ketten, Prügel
Nur für das Militär. — Und wisse, dass der Staat
Für alle Taugenichts, wie du bist, Ruthen hat.“

Eines der durch unsere Literaturgeschichten bekanntesten, durch Natürlichkeit und Einfachheit hervorragenden Stücke ist: „Die Komödie-Probe oder Hanns von der Wört“, ein Lustspiel in drei Aufzügen (1776). Eingeleitet wird es durch die Klage einer Bäuerin über die zu große Anhänglichkeit der Männer an das Wirtshaus.

„No á Stündel, Nachbá Veichtl!
No á Wengerl, no án Eichtel,
Und daweil wird's Mittánacht.
No drei Seitel, no á Mással,
Und á so wernds Viertelvassel,
Wies mán saubrá Hannsel macht.
Habnt denn d' Limmeln gar kain Klöcka?
Kann denn 's Ludeln allweil schmöcka?
Wárlá, das vasteh i nit.“

Denkán d' Öseln ga nit weidá?
Sánd nit d' Khüe und d' Kölpá gscheidá?
Wárlá, das begreif i nit.“

Doch diesmal sollte sie sich täuschen. Denn ihr Hanns kommt vorzeitig und ganz nüchtern nachhause, noch dazu mit der Nachricht, dass der Kaiser im Orte erwartet und dass er wahrscheinlich hier übernachten werde. Die Bauern müssten also ihm zu Ehren irgend etwas veranstalten, eine Komödie aufführen. Den Vorrath an Stücken gibt er folgendermaßen an:

„— — Dö wunásche Kumödi
Vun glehrten Docta Faust, is schörffá als á Brödi.
Da Stöffel Fádingá ist zwar in Reimán da,
Allain de Fues ist z'vil, und dort geht ainár a.
'n Prinzen mit ain Dám und d' heili Jenáfefá,
Dö habnt má var án Jahr dös Doifels Grilln und Kefá
So z'frössen, dass mar ietz á bei den gressten Liecht
Kám mehr án ganzen Nam, will gschweign 's Lateinisch siecht,
Da han i dö sibn Schwabn, und dadá d' Heumannskiena u. s. w.“

Er hat noch den ewigen Juden, „dö guldnen Gschlössá“, die verwunschene Frau, entschließt sich aber, als die Nachbarn kommen, um die er die Frau geschickt, zu „'n Hannsen vá dá Wert“ — „Dö ganz Histori, dö dadá steht in Druck, is nix als ain Victori“. So geht denn die Probe an, nachdem Hanns einen Krug herbeigeht hatte. Er selbst gibt den Pfleger, spricht also schriftdeutsch, zugleich gibt er aber in mundartlichen Aeußerungen seine Weisungen als Regisseur. Sein Sohn gibt den Hanns von der Wört, der unter dem Vorwande, er sei ein Taugenichts, Soldat werden muss. Alles lehnt sich dagegen auf, doch schließlich bekommt er selbst Lust zum Soldatenstande und zieht fort. Nach Jahren kehrt er als angesehener General zurück, Er spricht schriftdeutsch, und es spielt sich eine Reihe der drolligsten Auftritte ab, namentlich mit seiner Verlobten. Das Ganze klingt schließlich in eine Huldigung für Kaiser Josef II. aus:

„Insá Feld, insá Geld,
Insri Khüe und Schof,
Lögn má dir, o Kaisá, z' Füeßen,
Insá Bluet, insá Guet,
Insá Haus und Hof
Wölln má gern für di einbüeßen,
Kunnt'n má tausend Löbn
Nahánand hingöbn,
Untá Kugeln, Foir und Schwert;
Kaisá! wárlá, du warst's wert.“

Das in der Lambacher Handschrift enthaltene „Operettel, der dummköpfige Hausknecht“ besteht nur aus wenigen Auftritten. Die drei auftretenden Personen sind aber ausgezeichnet charakterisiert. Der Kellner beklagt sich über seinen anstrengenden Beruf, dass er drei Nächte nicht geschlafen habe und wirft sich eben auf einen Stuhl, um ein kleines Schläfchen zu machen, als ein Wachtmeister polternd eintritt und Bier verlangt. Auch dieser klagt: „Das verdammte Exercieren hat mir Durst gemacht zum Sterben. Es kann aber auch wohl nicht anders sein. Das Wetter ist zu warm, die Manöver zu stark, und das beständige Schrei'n und Commandiern, besonders mit den

dummen Teufeln von Recruten ist noch das Beschwerlichste.“ Das gebrachte Bier ist warm, wird aber doch auf einmal ausgetrunken. Der das zweite bringende Kellner beklagt sich über die Ungeschicklichkeit des neuen Hausknechts, der ihm abgestandenes Bier aus dem Keller gebracht habe. Der Wachtmeister beschließt, sich mit dem Hausknecht einen Spass zu machen. Als er kommt, will er ihn zum Soldaten anwerben, doch der Hausknecht will von der Anrede mit „Bruder“ nichts wissen und erklärt in seiner Angst, seine Mutter habe schon bei seiner Geburt das Gelübde gemacht, dass keiner ihrer Söhne Soldat werden dürfe. Der Wachtmeister gibt nach, der Hausknecht aber verlässt sofort seinen Dienst: „Und Kellná, wist's was? damit ich nót öftá sóltani Anständ han, so will ich mich gen schön stät aus'n Staub und vo dá Stadt wöggá machá.“ Die eingestreuten Lieder sind anderen Stücken entlehnt.

Ganz eigenartig ist die Dichtung „Die reisende Ceres“, da darin eine altclassische Göttin unter derbe oberösterreichische Bauern versetzt wird. Die Göttin und ihre Begleiterin sprechen schriftdeutsch, während sich alle übrigen auftretenden Personen der Mundart bedienen. Ceres langt mit ihrer Dienerin Phobe auf einem von Stax geleiteten Drachengespanne im Dorfe an, um sich hier einige Tage auszuruhen. Während die Göttin vom Dorfe und seinen Bewohnern entzückt ist, fällt ihre Dienerin, durch den äußeren Schein bestochen, ein abfälliges Urtheil über sie, weshalb Ceres ihr das mit den Worten verweist:

„Du forderst Artigkeit, allein, mit welchem Fug?
Lass' Bauern bäurisch sein, mir ist ihr Herz genug.“

Neugierig schleichen der Bauer Hanns und sein Weib Gresch herzu, dieses meint:

's Mensch is á Schlampátaschi,
Und d' Frau is halt grad á á sölteri Bagáschi,
Wie's umzoigt áf'n Land. Geh, frag's, was s' dadá wöllnt,
Und wie, zuwö, woher, wohin s' iehn Rais anstöllnt?

Die Verständigung zwischen Ceres und den Bauern geht nicht leicht vor sich, denn diese sind sehr misstrauisch. Erst als ihnen die Göttin Brot zum Kosten gibt, das besser sei als ihre Bohnen und übrigen Nahrungsmittel, erst als sie verspricht, ihnen zu zeigen, wie man solches Brot macht, erwacht in Hanns und seinem Weibe das Verlangen, die Ankömmlinge in ihrem Hause festzuhalten. Ceres ist von dieser Gastfreundschaft entzückt. Als sie sich aber dem Hause nähert, stürzt ihr der Sohn des Bauers, Juri, ein Bursch ganz unerhört verwegen, mit geballter Faust dräuend entgegen und spricht ihr Hohn. Alles Zureden der Eltern hilft nichts, Juri bleibt bei seinem starren Trotze, will sich auch nicht zur Abbitte bequemen, als die Göttin droht, ihn in eine Eidechse zu verwandeln, und mit dieser Drohung unwillig abgeht. Der Zauber soll bald wirken, denn die Bäuerin erzählt:

Dá Bue vádráht schon s' G'sicht
Weit änger und weit mehr, als sünsten, wann 's 'n bricht.
A züngelt und a thuet, als wenn á Millhi leckát;
Hervarn da wird a grean und hint im Buckel gscheckát.
Á kám kám recht in d' Stubn, pátsch, reckt er alli vier,
Halt grad, als wie á Frosch, als wie á laidigs Thier.

Den Eltern ist es umso schrecklicher, als gerade heute die für Juri bestimmte Braut, deren Reichthum eingehend geschildert wird, „in 's Schaun, und 's arödn kemma will“. Sie schieben sich gegenseitig die Schuld an der schlechten Erziehung Juris zu, ohne sich einigen zu können. Gresch singt:

So lang, als d' Kiná hátschend
Is d' Schererei in mir:
So bald's auf d' Benkern krátschend,
Aft, Hannsel, is 's in dir.
Aft sag i: I han dás meini than;
Jetz Vadá, heb du das deini an.
Als d' Muedá han ich 's g'fátscht und badt
Du hilf iehn ietzt zun Brad.

Da kommen auch schon die Braut Juris Treinsch mit ihrem Vormunde Stix. Sie haben von der Verzauberung Juris schon gehört, wollen es aber nicht glauben, doch wird sie ihnen von den Eltern bestätigt. Die entsetzte Braut erklärt sogleich: „Jez is's aus, geh, Nachbá, kehrn már an; a Braillign, bhüet mi Gott! á Frosch wird nit mán Mann.“ Die Eltern erzählen, wie das Unglück geschehen sei. Treinsch verráth, dass ihr Juri sehr gefallen habe und dass ihr vor seinen Schattenseiten nicht bange gewesen sei, die hätte sie ihm schon abgewöhnt, sollte der Zauber weichen, so würde sie sich nicht lange besinnen, was den Eltern große Erleichterung gewährt. Die eintretende Ceres wird mit Klagen bestürmt über den Abgang der Arbeitskraft Juris und erklärt schließlich:

„Sorg nichts; er wird kein solches Ungeheuer bleiben,
Ich denk, die Schärfe nur so weit mit ihm zu treiben,
Als ich für nöthig acht', dass ihm das sittlich Weh'
Die böse Lust und Laun der Spötereí vergeh.
Sobald das Thier sich zahm und sittsam wird geberden,
Wirds wieder (zu den Eltern) euer Sohn und (zu Treinsch) dein Geliebter werden.
Ihr werdet künftighin an ihm Vergnügen sehn,
Und du wirst in die Eh' mit einem Menschen gehn.“

Nun gehts zur Mahlzeit, jeder steuert bei, und der Chor fällt ein:

„Um d' Dudelsäck, Buebm, greift's!
Dráht's enk ummer auf dá bráitn Wisen,
Kudelt's ahá va dá hahá Risen:
Nehmt's d' Haltáhorn und pfeift's!
Knecht und Sendará und Nachbásmánná
Rundi Schwaigerinná untránaná,
Thüet's án lauten Schall,
Dass dá Widáhall
Durhi d' Thala und dö Bering kracht,
Schreit's: Á Götting habm már übá Nacht.“

Unterdessen erfährt aber Hanns durch seinen jüngeren Sohn Loippel, dass es auch im übrigen Dorfe nicht mit rechten Dingen zugehe, denn:

„Schier alli Ránd thaint d' Weibá grassi Kierrá,
Denn wo's ná gát á Loh, dort springt á Höppin fürrá.
Wöllnt's haitzen, kriegnt's kain Fior. Sagt d' Bäuerinn: Besti, brinn!
Und reist's 'n Wied yánand, so sitzt á Brailing drinn.
Dö Gspenstá sehnt s' in Stálln, in Kásten, aufn Öfen,
In Kellá, in da Speis, in Schüsseln und in Höfen.“

Alls kimmt iehn graußli für und überall steckt á Krott;
Dá Mahdá sieht's in Gras, dá Fuddrá findt's in Gsott.“

Die Stimmung im Dorfe sei sehr aufgeregt und bedrohlich. Hanns durchschaut die Wahrheit: Die Göttin sei über die rohen Leute erzürnt und strafe sie in der Weise: sie alle sollten ihr einen Fußfall thun und huldigen, zu dem Zwecke sollten sie sich abends alle versammeln. Von da an weicht der Fluch. Gresch meldet eiligst, dass Juri wieder auf Füßen stehe. Alle staunen ihn an und untersuchen ihn, ob wohl keine Spur des Zaubers mehr an ihm vorhanden sei. Zu seiner größten Freude erfährt er jetzt, dass Treinsch sein Weib werden soll. Die Hochzeitsfreude wird zum Jubel gesteigert, als man nun den Segen entdeckt, der auf einmal ins Haus gekommen war. Die Vorräthe in Stall, Haus, Küche, Keller sind auf einmal ungeheuer gewachsen, selbst Treinsch merkt, dass in ihrer Truhe jetzt doppelt so viel sei wie früher. Dankbar erkennen alle an, dass dieser Segen nur von der Göttin stammen könne, deren Dienerin schließlich zugibt:

„Ja, Ueberfluss hat es geregnet,
Nachdem meine Göttin gesegnet;
Ihr habt, was ihr habt, nicht von euch.
Seht zu, dass ihr d' Wohlthat erkennet,
Und sie eure Helferin nennet.
Aus euch seid ihr Schlucker, durch sie seid ihr reich.“

Der Segen verbreitet sich aber über das ganze Dorf, dessen Insassen sich dann vor der Göttin versammeln, um ihr zu danken und zu huldigen. Für jeden einzelnen hat sie liebevolle Worte. Auch Juri hat sein Unrecht eingesehen und nimmt die Mahnungen der Göttin ruhig hin. Die heiratslustige Treinsch trifft das Richtige, wenn sie sagt:

„Streng Frau, i wissát was und kunt enk öppás rathen,
Dös ausgáb, dass á flugs und g'schwind müet 's Lachá grathen.
So lang á lödi is, is 's nix und schwört er áh;
So is 's ná grad so viel, als wenn i d' Händ umdráh!
Mein, lasst's 'n heiraten! á wird bald anás denká;
Gelt's, Darfbauern, gelt's, ös kennt á siebm, án acht, á neun,
Dö nimmá kinnánt hui! und nimmá juhe! schrei'n?
Eh' dass 's no Weibá ghabt, sánds bös g'wön wies Araundl,
Und seit dass s' gheirat habmt, sánds frum und Mudelmaundl.“

Ceres selbst verlobt die beiden, sie gleicht alle schwebenden Streitigkeiten der anwesenden Bauern aus und beglückt alle. So ist der Jubel am Schlusse vollauf berechtigt:

„Den Tag wölln má denká, so lang als má löbm,
An denst di ins z' sehá und z' kenna habt göbm.
Und hab má guet Täg bei dein Früchten,
So wölln már án Maibám aufrichten,
Und jáhrli in Jahrtag z'erst Manner allain
Und löstli d' Dorfbuebm án Tanz ummá thain.“

Wie Ceres im besprochenen Stücke als Lehrerin und Wohlthäterin unter den Bauern erscheint, so soll auch Bacchus belehrend und aufklärend wirken, freilich in etwas derberer Weise. „Der Teufel im Fass oder der am Rausche unschuldige Bacchus. Eine Operette in einem Aufzug“ (1782). Eingeleitet wird

sie durch das Zwiegespräch zweier Bindergesellen, eines Baiers und eines Tirolers, die ihr Gewerbe über alles preisen und vollständig davon überzeugt sind, dass die Welt ohne Fässer und ihre Erzeuger zugrunde gehen müsste. Der Lohn bleibt nicht aus, denn die Meisterin bringt den Gesellen die Jause und belobt sie wegen ihres Fleißes, nichts sei ihr und ihrem Manne verhasster als faule Arbeiter. Da kommt der Nachbar Hanns und ruft den Meister, der Werkzeuge und einen Gesellen mitnehmen möge. Hanns beruft sich dem Meister gegenüber darauf, dass er gewiss bei allen Gelagen seinen Mann stelle und nie einen Rausch bekomme. Sobald er aber zuhause aus dem Fasse trinke, sei er verloren: es müsse also der Teufel im Fasse stecken, der Meister möge es öffnen und untersuchen.

„Zwö sollt i just an Würfel kriegn,
Und purzeln, dass i sink;
Zwö schnöllt 's mi üba d' Bänk und Stiegn.
Just wenn i öppas trink
Das va den Fass da aná grunná?
Capier's nót — nimmt mi mächtig Wuná
A Basát ist's, das keun i schan,
Was wött'st, was sötz'st má dran?

I schreij nót, thue nót gmungázen,
I goiß nót, thue ná schlungázen,
Und rauschi wir i schleuni.
D'rum sag má mir grads, was má will,
In Fass d'rinn gát's á Hexenspiel,
Machs áf und schau már eini.“

Nun geht's an die Arbeit, doch die Gesellen erschrecken, als sie ein seltsames Geräusch aus dem Fasse hören. Die Meisterin ermuthigt sie, und sie setzen die Arbeit fort, bis sie vollendet ist, da sehen sie auch schon das Gespenst, das sich also vorstellt:

„Ich bin der Gott der Weinstöck und der Reben,
Der Geist, der dem Getränk das Feuer pflegt zu geben.“

Hanns erwidert:

„Há, há! bist du der Kund, der d' Leut so dámissch macht,
Dass iehn oft gánzi Tág dá Schedl pimmt und kracht?“

Er erhält die Antwort:

„Der bin ich. Aber, Schurk, was schiltst du mich deswegen,
Dass euch der Trunk beschwert; ist das an mir gelegen?
Erkennt ihr meine Stärk', und wisst ihr, was ich thu,
Warum habt ihr nicht acht, warum seht ihr nicht zu,
Dass ihr das Mittel trefft? Wird dieses nicht getroffen,
So hat der Mensch von mir viel Gutes nicht zu hoffen.
Wer trinkt, dass er sich quick', der ist es, den ich lab';
Wer sauft, solange er kann, den stürze ich ins Grab.“

„Zu stark ist nicht der Wein.
Zu stark sind eure Züg und Zehen;
Die sind's, die euch die Glieder brechen.
Genießt den Wein wie Medicin,
So ist im Fass kein Teufel drin.“

Die Anwesenden sind aber damit nicht einverstanden und sperren Bacchus wieder in das Fass. Denn, heißt es im Schlusschor:

„Bacchus, bleib drinná, du schadest 'n Wirten,
D' Räusch sánd iehn Gesundheit und d' Räuschel iehn Löbm,
D' Göst, dö drei Tág dawern und á den vierten,
Und á den fünften si no nót woll'n höbm,
Sánd iehn dö liebsten und sáligsten Kundten,
Dö bringen Glück und Segen Gottes in's Haus.
Is endlíh 's Geld aus'n Beutel váschwunden,
Mögn sô sie packa, sinst prügeln sô's aus.“

Die nun folgende Operette in drei Aufritten „Der befreite Landrekut“ gewinnt dem bäuerlichen Leben und Treiben wieder eine andere Seite ab, die Furcht vor dem Militärleben. Hanns klagt, dass man ihm seinen Sohn zum Militär genommen habe. Schon vor Jahr und Tag habe er ihm das Anwesen übergeben wollen, der Pfleger habe es verhindert, wahrscheinlich habe er ihn schon zum Soldaten bestimmt gehabt. Auch die Bäurin klagt:

„Sollt ain denn das Ding nót schern,
Mues ains d' Kiná so lang zügeln,
Kämpeln, putzen, baden und striegeln,
Wenn's áf d'löst Soldaten wern?
Hätt' i 'ng nur im Bött dälát,
Hätt' i iehm 'n Kragn umdráht!
Hätt' i iehm baid' Füß värrenkt,
Und in ersten Bad glei tránt!“

Hanns denkt ans Loskaufen, doch sein Weib meint, der Fleischmarkt habe schon längst ein Ende genommen. Er will ihn nun auf Grund eines vom Dorfbader ausgestellten Zeugnisses herauslügen:

„Da han i's ga schriftlich
Auf an Stempelbogn;
Dass dá Bue schan misselsichti,
Und nót recht im Schedel richti,
Wenn's glei is dálogn.“

Sie sind schon in der Stadt, um den Oberst aufzusuchen. In bäuerlicher Unbeholfenheit treffen sie ihn, der Hanns gleich Handgeld anbietet, um ihn anzuwerben. Es entspinnt sich, der Oberst erklärt, keine Zeit zu haben, ein äußerst drolliges Gespräch, aus dem hervorgeht, dass der Oberst den Recruten liebgewonnen hat und etwas von ihm erwartet. Das Bäuerlein kommt endlich mit dem Zeugnisse des Baders und bietet dem Oberst „fünf Thalá für engá Strápátzi, dös dö zwen Tág mitn Buebm ghabt habt's und für dös bissel Brad, dös á daweil gössen hat.“ Der Officier braust auf, als ob Hanns ihn bestechen wollen, droht ihm mit Stockprügeln, doch der Bauer erwidert: „Ná, ná, Ihr Gnaden! ös raitt's d' Sach all's ander's aus. Ös müest's mi recht västehn. I main engs zum gueten, Dös Geld is ná grads für engeri Unkosten. Und Narren! habt's ös denn nót g'hert, dá Bue taugt kurzum nót für án Soldaten? Was zörnt's eng denn áft á so?“ Die fünf Thaler und die Hartnäckigkeit des Bauers bewegen den Oberst endlich doch, den Mann vorführen zu lassen. Er bekennt, nicht gerne Soldat zu sein:

„Und wenn i á köck hahá müet
Und wenn 's mi á z'tadt prügeln thüet,
I sag halt do nót ja!
Und wenn i schan hät' Glück und Stern
Und heunt no kunt á Heoá wern,
I bleib eng do nót da.

I raít má's, wie dá wöll,
Es kunnt mi halt nót gfreun.
I her's ja, wie dá Korporal
Schilt Sagrá, Blitz und Mordigal.
Dá Tiöfel in dá Höll
Kinnt schier nót örgá sein.“

Der Oberst gibt nach und lässt den Bauernsohn frei, seine Eltern danken in ihrer Art, sie sind überglücklich, und die Mutter singt zum Schlusse:

„Wennst haim kinst, wie werden's di empahá so schen,
Mit aufg'spreizten Mäulern um di umástehn?
Wernd frag'n, wie's dá g'schlannt,
Wost öppas hast z'löbm g'hat?
Wost d' Wart nót háh sötzn und herrisch kannt rödn,
Wost öppern nót gar schan vorn Türken bist gwön.“

Das folgende Singspiel „Der Gang zum Richter“ schildert uns wieder in anspruchsloser, einfacher Weise die Streitsucht der Bauern und ihre Meinung von den vorgesetzten Behörden.

Riepl trifft ganz unerwartet in der Stadt seinen Bekannten Hois und klagt ihm, dass er schon wenigstens zwei Stunden umherirre wie ein verlorenes Schaf. Er erzählt dann seinem Nachbar, dass er vor Gericht wolle, um den „Schöri“ zu verklagen:

„Da sitz i, und da sitz's Treindl
Bei án Tanz in Kiritag;
Sie schleckt Möth, i trink á Weindl,
Wie 's mein Beutel halt vámag.
Da kimmt ainá, suecht mi an,
Frait, zu was i 's Treindel han?
Rennt má d' Faust in d' Nasen ani,
Reißt má 's Treindl rücklings dani,
Tanzt damit und lasst iehm geign,
Sticht má d' Narren, zaigt má d' Feign.
I nót faul und gib dem Kaunzen
Gschwind á zwo recht safti Faunzen,
Dass er gschwaißt hat wie á Sau:
Z' trutz für d' Tisch 'n Leuten kemmá.
Fozen göbn und 's Mensch wögnehmá
Das ist ainmal nit dá Brauh.“

Hois aber kennt die Verhältnisse und warnt seinen Nachbar:

„'s Recht hast, das siecht má glei,
I zweifel abá do, obs d' öppas gwingst dabei;
Dá Riehtá ist schan rund, um den darfst di nót bsaring,
Is abá á á so sein Schreibá! gueten Maring!
Wanns d' den nót vor dá Klag rund ádamst, wanns d' nót schmierst,
Muess 's viel sein, wanns d' nót stracks in Kottá gschmissen wirst.“

Hois bietet seine ganze Beredsamkeit auf, um Riepl von der Klage zurück-zuhalten, der beste Process sei keinen halben Batzen wert, doch Riepl will das nicht einsehen:

„Ná Hois, váklagt mues sein, 's mag krump gehn oder grehá;
'n Schlankel mues á Spott und mir an Abbitt gscheha;
Drum sag ma nur grad ains, wo soll und mues i aus?
Geh Nachbá, sei so guet und zeig má 's Richterhaus.“

Der Weg wird ihm bereitwilligst gewiesen, und schließlich stimmt Hois selbst zu, dass man sein Recht finden müsse:

„Hast Recht, und weil's dá d' Sach so ernstli für thuest nehma,
So hoff i, dass d' an Bschaid, der recht is, wirst bekamma;
Röd aus, als wie's di ziemt und wie's du 's kennst und weißt.
Sag, wanns nót spröchá wöllu, dass d' gar zun Kaisá raist.“

Welchen Ausgang die Klage genommen hat, erfahren wir aus der Dichtung nicht.

Während die bisher besprochenen Stücke (mit Ausnahme „Der dummköpfige Hausknecht“) von Dr. Schmieder veröffentlicht sind, sind die folgenden nur handschriftlich vorhanden, und wie es scheint nur in der einen mir vorliegenden Handschrift aus dem Stifte Lambach, Auf der ersten Seite erfahren wir schon, dass die Handschrift des Dichters verloren gegangen ist. Mehr als den Inhalt der in dieser Handschrift erhaltenen Stücke so ausführlich als möglich anzugeben, war ich nicht im Stande. Wenigstens soll der, falls nicht eine Druckausgabe veranstaltet wird, für die Nachwelt nicht verloren sein.

„Das Chamäleon des Herrn Rabeners“ ist ein in jeder Hinsicht lustiges Stück, dessen Personen sehr gut gezeichnet sind. Es wurde am 6. Hornung 1775 am Namensfeste des Abtes Amandus zum erstenmale aufgeführt und geißelt in satirischer Weise die Unbeständigkeit der Menschen. Sein Inhalt ist kurz folgender: Varius, der Sohn Grimoaldos, ist ein wahres Muster der Unbeständigkeit. Er will, nachdem er sich eine ganze Sammlung von Büchern verschafft hat, ein Gelehrter werden und zu dem Zwecke eine Reise in die vornehmsten Universitätsstädte unternehmen. Sein Diener Constantin wettet, dass er noch vor 6 Uhr ganz andere Gedanken und Pläne haben werde. Grimoaldo, der Vater des Varius, macht Constantin die heftigsten Vorwürfe, als ob dieser die Unbeständigkeit seines Sohnes nährte, wird aber von seinem Unrechte überzeugt. Die Mutter des Varius ist eine dumme Person, die tatsächlich glaubt, dass ihr Sohn den Plan ernstlich ausführen und ein berühmter Mann werden könne. Das Zwiegespräch zwischen ihr und ihrem Manne wirkt äußerst erheiternd. Der jüngere Sohn meldet, dass ein Landkutscher, von Varius gemietet, da sei, um in einem Schiebkarren den Koffer zur Reise nach Osnabrück abzuholen; dieser wird weggeschickt. Da erscheint ein zweiter, der in Varius' Auftrage sein Gepäck auf der Donau nach Wien bringen, gleich darauf ein gesatteltes Pferd, das ihn nach Potsdam befördern soll — die drei Aufträge waren von Varius innerhalb einer Stunde ertheilt worden. Da tritt Varius mit einer wertvollen Flinte auf, für die er ganz begeistert ist, und lässt sich von seinem Vater, der ihm eine Standrede hält, seine Reisepläne sofort ausreden. Der schwache Vater hat eine derartige Freude, dass er seinem Sohne einen wertvollen Ring schenkt. Darauf werden wir durch

Constantin mit einem edlen Spanier bekannt gemacht, der sich durch seine Leibredensart „his stantibus“ und durch seine besondere Zuneigung für Varius auszeichnet, der schon wieder für die Anlage einer Waffensammlung begeistert ist und allerlei Gewehre und Pistolen zusammenkauft. Als er aber von einem Unfalle erfährt, der sich durch ein Gewehr ereignete, will er von den Waffen nichts mehr wissen und verlegt sich auf Taschenuhren. Bei diesen Geschäften musste er den vom Vater erhaltenen Ring verpfänden. Sein Vater entschließt sich endlich, Varius zu den Soldaten zu geben, damit ihm dort der Kopf zurecht gesetzt werde. Doch wird er durch die Einwendungen Constantins in seinem Entschlusse wieder schwankend, als er vom Hauptmann, an den er sich wenden wollte, einen Brief mit der Meldung erhielt, sein Sohn habe sich anwerben lassen und Handgeld genommen. Jetzt sinnt wieder der Vater darauf, seinen Sohn loszukaufen, doch reichen seine Mittel hiezu nicht aus. Der früher erwähnte Spanier greift da ein und erklärt, er habe Varius von seiner Thorheit heilen wollen, der Ring und das Geld für die Gewehre und die Uhren seien in seinem Besitze, und er gebe sie zurück. Er und der Hauptmann hätten Varius bestimmt, als Volontär einzutreten, so würde er von seinen Thorheiten am ehesten geheilt werden. Der Bediente Constantin meint zum Spanier: „Dem Himmel also sei es gedankt, dass er sogar aus Spanien her einen Apostel der Standhaftigkeit geschickt. Es war in der That zu dieser Mission hohe Zeit; denn die französische Leichtsinnigkeit würde noch das ganze Deutschland in Luft und Wind verwandeln.“ Auch der Schlusschor ist sehr bezeichnend:

„Deutsche, was denket ihr, seid ihr denn Affen,
Die an den Menschen nur jenes begaffen,
Dessen ein jeder Vernünftiger lacht:
Wollet ihr kurzum den Ausländern gleichen,
Sucht sie in dem und in dem zu erreichen,
Was ihnen Ehre, euch Vorzüge macht.“

„Der bei einem Arzten Theater unentbehrliche Hanswurst“ könnte als ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters im XVIII. Jahrhunderte aufgefasst werden, da uns darin der Kampf gegen den Hanswurst zugunsten der „Haupt- und Staatsactionen“ vorgeführt wird. Aufgeführt wurde dieses Stück zum erstenmale in Lambach zu Ehren der eben anwesenden Prälaten von Kremsmünster, Heiligen Kreuz und Maria Zell. Der Inhalt ist, wie folgt.

Der Schustermeister Knieriem klagt über einen schrecklichen Katzenjammer, tröstet sich aber damit, dass es tagsvorher doch sehr lustig gewesen sei. Er singt dann:

„Olmütz, eine hübsche Stadt,
Hübscher ist noch Brünn,
München, wer's gesehen hat,
Ist ein andres Wien.
Mir aber, wenn ich's endlich sag,
Gefällt noch über Grafen Haag
Die kleine Seit in Prag,
Dem schusterreichen Prag“ u. s. w.

So wird Prag, namentlich die Kleinseite, als das Eldorado der Schuster besungen. Da erscheint Krispin und ersucht um Arbeit als Schuster, da er als

Hanswurst im Theater einer wandernden Ärztin entlassen worden sei. Seine Principalin habe einen Komödiencompositeur aufgenommen, der sagt: „Das Ohr, nicht das Auge, muss ergötzt werden. Sinnreiche Sprüche, nicht prächtige Aufzüge machen der Schaubühne Ehre. Die ganze Verbesserung, die sie vornehme, besteht in dem, dass alle Abhandlungen vernünftige Gedanken, lehrreiche Denksprüche und herzerwührende Beispiele sein müssen.“ Da sei also für den Hanswurst kein Platz mehr. Bei der Entlassung habe sie sich aber auch über ihn als Schuster beleidigend geäußert, dass er als solcher ihr alle Kundschaften vertreibe. Das bringt Meister Knieriem in die Hitze, als die Dienerin der Principalin erscheint und in einem ausführlichen Wortschwallbe erzählt, ihre Herrin habe Krispin im Verdachte, verschiedene Gegenstände gestohlen zu haben, er solle also von Gerichtsdienern durchsucht werden. Meister Knieriem will die ganze Zunft aufbieten, um Genugthuung für die beleidigte Schuster-ehre zu erlangen. Unterdessen beräth sich die Principalin mit ihrem Compositeur über die Aufführung der von ihm gedichteten „Kleopatra“. Sie stellt sehr hohe Anforderungen, er ist ein Schwindler ärgster Art, der ihr die schönsten Luftschlösser baut und sich als einen der leistungsfähigsten Dichter hinstellt. Das Theaterpersonal, das hierauf vorgeführt wird, passt nicht zu den hochfliegenden Plänen der Unternehmerin, es ist mit ihnen gar nicht einverstanden. Seit der Entlassung des Hanswurst sei weder das Theater besucht, noch auch irgend eine Arznei verkauft worden. Deshalb herrsche die größte Noth unter allen. — Zur Vorstellung erschien ein einziges altes Weib, das fragte, ob Kleopatra ein Heiliger oder eine Heilige sei. Gleichzeitig veranstalteten die Schuster eine Vorstellung, die sehr gut besucht war, in der auch Krispin als Hanswurst glänzte. Nach ihren Satzungen zechten die Schuster, da die Kosten die Beleidigerin der Innung tragen müsse. Meister Knieriem kommt mit der Rechnung zur Principalin, wird aber von der Dienerin und einer Kammerfrau vom Theater vollständig zum Besten gehalten, so dass er nicht weiß, woran er ist. Alle Theaterpersonen verlangen die Zurückberufung Krispins als Hanswurst. Der Compositeur erhebt für seine Kleopatra einen Anspruch von 30 Ducaten. Da erscheint Krispin und stellt die von ihm durch die Abendvorstellung verdienten 30 Thaler zur Verfügung, weil er sich nicht nachsagen lassen wolle, er habe als Schuster seine Principalin geschädigt. Er wird wieder als Hanswurst aufgenommen, und auf Aufforderung der Principalin rüsten sich alle zur Aufführung der Komödie „vom verwirrten Hofe“, wovon unser verwirrtes Theater gleichsam ein Vorspiel gewesen.“

Auch am Namenstage des Prälaten Amandus (6. Hornung 1773) aufgeführt wurde das kurze Lustspiel „Die Anstalten zum Gratulieren“. Unser Bekannter, Meister Knieriem, hat sich seit seinem Zusammentreffen mit der Ärztin und dem Hanswurst Krispin gewaltig geändert. Er ist, wie uns seine Muhme Mariandl im ersten Auftritte erzählt, ein Liebhaber der schönen Wissenschaften geworden, wozu ihn sein Geselle Lausitzer, sein Prager Firm-
pathe und die Prager Schuster überhaupt aufgemuntert haben. Lausitzer ist preisgekrönter Poët, wie sich seit 1769 die Prager Schuster überhaupt nur mehr mit Poëtereie befassen. Mariandl macht sich aber über diese Narrheiten lustig und singt:

„Man sagte schon vor tausend Jahren,
Und ziemlich à propos,
Ein einziger Narr macht zehen Narren,
Und wirklich ist es so.
Thut dieser wider 'n Brauch,
Fort bien! ich thu es auch.
Thun's einmal vier, fünf, sechs, sieben, acht,
So wird der Mensch schon ausgelacht,
Der nicht den neunten Narren macht.“

Der gekrönte Poët Lausitzer sucht einen Buchdrucker für ein Chronographicum, das er ersinnen will. Die Buchstaben selbst, die der Stoff des Chronographicums sind, hat er schon tagsvorher im Linzer Kalender gefunden, die Wörter, in die die Buchstaben hinein müssen, gibt ihm nun Mariandel an die Hand, und so macht er denn aus der Jahreszahl MDCCLXXII das wunderbare Chronographicum: „Mantel Danzig Graßau Linz Xerxes und seine liebe Hausfrau.“ Unterdessen putzt sich Knieriem zum Gratulieren auf das Feinste zusammen, wobei ihm seine Tochter Lenchen behilflich ist. Er will sich am Namenstage des Prälaten zum erstenmale mit einem von ihm selbst gedichteten Gratulationsspruche einfinden. Aber sowohl Hagedorn (Hackendorn, wie er gewöhnlich sagt) als auch seine Fähigkeit lassen ihn im Stiche, und er klagt Lenchen seine Noth:

„Bald hab' ich gebetet, bald heidnisch geflucht,
Es half aber nichts.
Bald hab' ich's in Haaren, bald Säcken gesucht,
Ich fand aber nichts.
Ich biss in die Nägel, es war doch verlor'n,
Und was mich dabei noch am meisten geschorn:
Je schärfer ich's dachte,
Je schlechter ich's machte.
Man sagt mir, der Dichter sei ganz,
Sobald ihn berühret der Lorber vom Kranz,
Wenn das nicht ersprießet
Und 's Reimen nicht fließet,
So soll dem Prälaten der Zuruf allein:
Es lebe Amandus, Glückeswunsch sein.“

Lenchen holt nun aus dem Kasten des Lausitzers den Lorbeerkrantz, sie selbst schon wird durch die Berührung mit ihm begeistert, als sie ihn aber ihrem Vater aufsetzt, wird er der scharfsinnigste Poët.

Aus dem Jahre 1780 stammt das Lustspiel: „Der englische Patriotismus.“ Der Aufstand der englischen Colonien in Nordamerika und der anschließende Befreiungskampf hielten damals die ganze Welt in Athem. Der Stoff des Stückes ist daraus genommen. Hickshot, ein Kaufmann in London, will seinen Diener John aussenden, sich zu erkundigen, woher ein Zeitungsblatt stamme, das auf der Börse allgemein gelesen worden sei und das ungünstige Nachrichten vom Kriegsschauplatze enthalte. Diese hatten dem Herrn Schlaf und Appetit geraubt. Der Diener erklärt, dies wäre bei ihm nicht möglich, und der Herr verräth sofort seine Schrulle, indem er dem Diener vorwirft, er sei kein englischer Patriot. Dieser will ihm das Gegentheil beweisen; doch er erinnert sich dann, dass sich der Geschäftsfreund seines Herrn, Herr Smedley

aus Bristol, angemeldet habe, um in Geschäftsangelegenheiten mit Hickshot zu sprechen. Dieser fragt nun, ob Smedley Nachrichten aus Amerika bringe; da der Diener dies verneint, will der Herr von dem Besuche nichts wissen und schickt den Diener auf die Börse um Auskünfte. Er singt dann;

Ein vaterländisches Gemüth,
Ein patriotisches Geblüt
Wird toll gemacht,
Wird aufgebracht,
Wenns nicht gut geht in einer Schlacht
Und der Rebell des Sieges lacht,
Da kränkt sich das Gemüth,
Da wallet das Geblüt.

Es schmeckt mir nichts,
Es freut mich nichts,
Ich bin, als wär' ich stumm,
Es schließt zur Ruh'
Kein Aug sich zn,
Ich dreh mich schlaflos um:
Man muss mir Philadelphia versengen
Und Boston in die Lüfte sprengen,
Dann krieg ich wiedrum Muth,
Dann schlaf' ich wiedrum gut.

Er ist noch nicht angekleidet, als seine Frau und seine Tochter Dorine eintreten, die darüber sehr verwundert thun. Sofort kommt er auf sein Steckpferd und fragt um Nachrichten aus Amerika. Die Angehörigen kennen das Familienhaupt, und die Tochter will der Laune des Vaters entgegenkommen. Sie erzählt Verschiedenes, was sie gehört und gelesen, doch das stellt sich alles als veraltet heraus. Der Vater erklärt alle, Frau, Töchter und Diener für Narren. Die Frau kommt auf den Besuch Smedleys zu sprechen, dem sie so große Vortheile zu verdanken hätten, und berichtet auch, dass er für seinen Sohn um die ältere Tochter werben wolle. Hickshot nennt Smedley einen Schurken, weil er gut amerikanisch und kein Patriot sei, da er mit den Colonisten Geschäfte mache. Frau und Tochter vertheidigen Smedley, werden nun ebenfalls des Mangels an Patriotismus beschuldigt. Hickshot will es aus den jeweiligen Gemüthsstimmungen seiner Frau beim Einlaufen neuer Nachrichten vom Kriegsschauplatze beweisen. Sie erwidert:

„Ich kann es ja doch mit der Kron' bestens meinen,
Und dem Congress und Washington abhold scheinen,
Wenn ich auch nicht lärme, blase,
Wünsche, fluche, tobe, rase.
Nur wider die Rebellen schrei'n,
Heißt noch nicht patriotisch sein.“

Da stürmt der Diener John herein: er habe den Weg ganz vergeblich gemacht. Aber einen Bekannten habe er getroffen, der eben aus Amerika gekommen sei, der habe von einem Kriege gar nichts gehört, also seien alle Kriegsnachrichten einfach Erfindungen. Den eintretenden Smedley empfängt Hickshot gleich mit der Ansprache: Spitzbub. Er verweigert ihm, trotz Zuredens von Frau und Tochter, jede Höflichkeit, jagt ihn hinaus, nur weil er infolge seiner Geschäftsverbindung mit Amerika kein Patriot sei. Smedley betheuert ver-

geblich seine patriotische Gesinnung, allerdings gehörten aber die Bristoler den Wighs und nicht den Torys an. Hickshot will dann, wie uns John ver-räth, ein Abendblatt herausgeben, das alle ungünstigen Nachrichten der Morgenblätter vom Kriegsschauplatze widerlegen soll. Er hat sich auch schon einen anderen Diener aufgenommen, der ein ausgezeichnete Patriot ist und ihn im Schreiben des Blattes unterstützen soll. Das Zwiegespräch zwischen den beiden Dienern ist von großer komischer Wirkung. Smedley unterhandelt indessen mit der Frau und den Töchtern, die das Familienhaupt für krank erklären. Sie sind überzeugt, dass das Wohl der Familie von der Geschäfts-Verbindung mit Smedley und Bristol abhängt und dass der krankhafte Zustand des Vaters den geschäftlichen Untergang herbeiführen müsse. Begeisterung, namentlich der beiden Mädchen, erregt es, als Smedley den Wunsch ausspricht, beide zu seinen Schwiegertöchtern zu machen. Unterdessen hat aber Hickshot eine seiner Töchter, wie dies der neue Diener erzählt, der den betreffenden Brief eben aufgeben soll, aus reinem Patriotismus einem Hessen, namens Schlagenteufel, zur Frau angeboten, der im Kampfe gegen die Amerikaner zum Krüppel geschossen war. Die Abgabe des Briefes wird durch John gehindert, der die Werber gegen den neuen Diener hetzt, der auch thatsächlich von diesen zum Matrosen gepresst wird. Smedley ließ dann seinem Geschäftsfreunde ein Blatt in die Hände kommen, das Heldenthaten seines Sohnes gegen die Aufständischen meldet. So wird Hickshot endlich überzeugt, dass auch die Bristoler, trotzdem sie Wighs sind, Patrioten sein können.

Dieses Stück müsste selbst heute noch auf der Bühne wirksam sein, da die Zwiegespräche äußerst lebhaft und komische Auftritte häufig sind.

Das früher erwähnte Stück: „Der heruntergesetzte Herr von Hochaus“ scheint leider verloren gegangen zu sein, da die Lambacher Handschrift nur Bruchstücke daraus enthält. Hochaus wurde danach zum Erben eingesetzt und jubelt:

Bravo! Nun ist's Spiel gewonnen,
Da hat Glattweg gut gethan,
Dass er mich zum Erbn ersonnen,
Ha, nun bin ich wohl daran.
Nun müssen in ersten Tagen
Sechs neue französische Wagen,
Drei Züge von englischen Pferden
Zu fahren gleich angeschafft werden.

Ha, ihr Schurken sollt es müssen
Bald durch meine Rache büßen!
Wenn ich euch lebendig schinde,
Scheint es mir noch zu gelinde.
Für den gesterigen Spott
Schwör ich euch den ärgsten Tod.

Den Franzosen soll mein Degen
Blutig in den Staube legen,
Den Holländer die Pistolen
Heute noch zum Teufel holen.
Savoyard, du Rackersknecht,
Kommst mir auf den Säbel recht.
Du Engländer, sollst vor allen
Den verfluchten Spott bezahlen.

Mit dem innigsten Ergötzen
Lass ich dich mit Hunden hetzen.
Dann ist meine Wuth gestillt,
Meine Rache abgekühlt.

Doch scheint es mit der Erbschaft nicht glatt abgegangen zu sein, denn Herr von Hochhaus schnaubt vor Wuth. Er muss aber seine gesellschaftliche Rolle weiter spielen.

„Groß und hoch muss alles sein,
Hoch die Miene, groß der Titel,
Sind gleich die Verdienst und Mittel
Elend schmal und klein.
Dennoch muss man Größe zeigen,
Prächtig durch die Gassen steigen,
Will man anders Hochhaus sein!

Ich will Schöpsen, dummen Lappen
Zeigen meine Ahnenkappen,
Zeigen meiner Ahnen Wappen,
Sagen, komm und höre mich,
Dass vor mehr als hundert Jahren
Nie so große Helden waren.
Lügen will ich meisterlich.“

Die Sache nimmt aber doch, wie es scheint, einen glimpflichen Ausgang. Denn schließlich singen Erblasser und Erbe zusammen:

Euer erdichteter Adel ist Wind,
Schweiget und lasset das Vorrecht nun denen,
Welche mit Rechte sich adelig nennen,
Die durch Verdienste und Ahnen es sind.
Alle: Wir sind zufrieden und wünschen allein,
Redliche Bürger im Staate zu sein.

IV.

Ich bin am Ende meiner Arbeit angelangt. Kritischer Beurtheilung der Werke Lindemayrs habe ich mich so viel als möglich enthalten, ich habe meist den Dichter selbst sprechen lassen. Aus seinen Arbeiten tönen uns aber Klänge entgegen, die sicherlich geeignet sind, das in der Einleitung dieser Arbeit erwähnte abfällige Urtheil über das deutsch-österreichische Schriftthum des XVIII. Jahrhunderts bedeutend abzuschwächen. Unsere Literaturgeschichten sind durchwegs schablonenhaft gearbeitet. Lindemayr wird in ihnen erwähnt, besprochen, mehr oder weniger eingehend gewürdigt. Freilich war das nur nach den zwei in Druck vorliegenden Ausgaben seiner Werke möglich. Allein der Herausgeber der mundartlichen Dichtungen Lindemayrs erwähnt in seinem Buche Dichtungen, die nur handschriftlich erhalten sind. Hätte das unsere berufenen Vertreter der Geschichte des deutschen Schriftthums in Österreich nicht zu Forschungen anregen sollen? Wäre es nicht eine dankbare Aufgabe, nach weiteren Handschriften des Dichters zu suchen? Die Lambacher Handschrift enthält eine Menge Gedichte von P. G. Lindemayr, dem Bruder des P. Maurus, auch Gedichte von unbekanntem Dichtern. Sollte nicht auch das eine Fundgrube für die Geschichte der deutsch-österreichischen Dichtung sein?

Doch nein, die verrückten Werke Ybsens und seiner Nachtreter sind heutzutage viel wichtiger als echt deutsche, volksthümliche Dichtung, wie sie P. Maurus und sein Bruder gepflegt haben. Es kann ganz und gar nicht befriedigen, wenn eines der neuesten Werke über deutsch-österreichische Literatur über unseren Dichter folgendes zusammenfassende Endurtheil fällt: „Für den Literarhistoriker aber ist er ein richtiger Typus für den von der Barocke und gleichzeitig dem volksthümlichen Elemente getragenen geistlichen Dichter, der aber auch durch manche Züge, so durch die gänzliche Vernachlässigung des Hanswursts auf eine spätere Periode vorausdeutet (Nagl-Zeidler S. 765).“ So urtheilen eben Gelehrte von ihrem Standpunkte, das Volk urtheilt anders, indem es die vom Dichter geschaffenen Werke von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt.

Seit ich durch meinen früher erwähnten Freund und Kollegen, Professor Karl Lindemayr, gewiss einen Nachkommen des P. G. Lindemayr, in den Besitz der P. Schmieder'schen Ausgabe von Lindemayrs Werken gelangt bin, war es mir ein Herzensbedürfnis, der Sache nachzuforschen. Ich konnte aber bei den bescheidenen Mitteln und Kräften nur eine Anregung geben, andere mögen folgen. Sollte dies geschehen, so bin ich zufrieden.

